

70. **Emanuel Geibel.** Aus *Erinnerungen* von Geibel's Briefen und Tagebüchern von C. F. L. v. m. n. n. Berlin, Wilhelm Herz, 1887.

Einer von Geibel's Schul- und Jugendfreunden, unter denen Ernst Curtius die vornehmste Stelle einnimmt, hat seine Erinnerungen vereinigt mit anderem Material, das dessen Tochter zumeist ihm zu Gebote stellte, in diesem Buche, zu einem Ganzen zusammengearbeitet, das er unter Emanuel Geibel's einfachem Namen veröffentlicht. Dies Buch ist nicht das erste, das sich mit dem Dichter beschäftigt. Schon zu seinen Lebzeiten erschien eine Biographie; nach seinem Tode kamen, neben anderen, die auf die Familie Malsburg bezüglichen Reminiscenzen heraus. All das enthüllt ein tiefes, sagen wir besser vielleicht: ein vertieftes, zartempfindendes, historisch begeistertes Gemüth, dem die Sprache flüssigen, wohlklingenden Ausdruck lieh und das genau in die Jahrzehnte vom Schicksal hineinversetzt wurde, die seiner Art entsprachen. Heute liegt schon der edle Kost auf Geibel's Erscheinung, der über Alles, was dem Zeitalter Friedrich Wilhelm des Vierten entstammt, sich zu verbreiten beginnt. Ein Cultus der Vergangenheit, die nie da war, eine Erwartung einer Zukunft, die nie kommen sollte, ein Festhalten am Trugbilde einer Gegenwart, die nicht existirte. Aus den künstlichen Zauberkreisen Berlins ging Geibel in die noch künstlicheren Münchens über, wo König Ludwig's Nachfolger seinen Vater und Vorgänger geistig zu überbieten suchte. All diese Scenerien sind versunken, Geibel's Gestalt aber wird als wohlthuendes Element des 19. Jahrhunderts seinen Platz und seinen Rang behalten. Ritzmann hebt die Verwandtschaft mit Hölberlin hervor, dem, beinahe ein Jahrhundert früher erscheinend, nicht so wohl gebettet ward als Geibel. Hölberlin's große tragische Gestalt ragt über die seines norddeutschen Einnes und Sangsgenossen hoch und herbe empor; dennoch umgibt die gleiche Atmosphäre beide. Auf den Abendwolken schwimmend, die die wieder heraufbeschworene Sonne des classischen Alterthumes vergoldete, ohne sie doch bei aller Gluth erwärmen zu können, vollendeten sie ihren Flug. Die Herrlichkeit der antiken Welt stand in vollen Strahlen vor ihrem Auge. All die irdischen und himmlischen Götter Griechenlands schienen ihnen zu winken und dieselbe Sprache mit ihnen zu reden. All das ist von der Gelehrsamkeit unserer heutigen Zeit als Fata morgana erkannt und beseitigt worden. Eben jetzt — wenn das Bild „Fata morgana“ den Vergleich gestattete — ist man Seitens der heutigen philologischen Gelehrsamkeit damit beschäftigt, die letzten Reste dieser Weltanschauung zu Grabe zu bringen.

Geibel's Versen wohnt eine Melodie inne, die ihre Kraft nie verlieren kann. Seinen Versen aber mangelt die eigentliche Lebendigkeit.

Es ist, als lebte er, wie wir ihn vor uns haben, ein zweites Leben bereits. Er glaubte über den Parteien seiner Zeit zu stehen, „auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei,“ wie Freiligrath es formulirte, aber er stand nicht, sondern er schwebte. Seine Sprache repräsentirt den letzten Versuch, die Leher Goethe's zu alleräußersten Tönen zu nähigen. Ein letztes Ausatmen. Was Goethe uns von heute aber ist, ist mehr als Geibel's Jahrzehnte in ihm gesehen und gesucht haben. Uns heute ist es nicht mehr um Goethe's Lieder allein, sondern um die Weltanschauung zu thun, die seine Werte, nicht bloß seine Gedichte enthalten.

Ritzmann's Buch liest sich angenehm und hinterläßt eine erfreuliche Stimmung. Es ist immer der Mühe werth, sich mit den Schicksalen von Männern zu beschäftigen, die ihrer Zeit einst einen Theil der ihr eigenthümlichen Färbung verliehen. Eine Anzahl nebenherlaufender Freunde Geibel's wird biographisch mitabgethan. Der verunglückte Philosoph Risse, den Geibel im Stillen Jahr auf Jahr vor Glend und Verderben bewahrte, tritt unter ihnen am charakteristischsten hervor. Risse's Schicksal hat etwas Typisches für die stagnirenden Tage seiner elenden Existenz. Auch Marcus Niebuhr taucht auf, in freundlichem Lichte. Ueberhaupt: ein milder Schimmer liegt über all den Ausichten ins Vergangene, den das Buch gewährt. Wir legen es mit dem Gefühl aus der Hand, den Anblick eines in sich erfüllten abgerundeten Lebens empfangen zu haben, einer Existenz, die man zwischen 1840 und 1870 als deutsches „Dichter-Leben“ für schön und für berechtigt ansah.

11. **Briefe an und von Hegel.** Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Theilen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

Zugleich neunzehnter Band der „von einem Verein von Freunden“ herausgegebenen Schriften Hegel's. Von diesen Freunden allen lebt heute nur noch, in hohem Alter, Michelet. Hegel starb 1831. Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte das Buch noch aus der Fülle eigener Erinnerungen heraus besprochen werden können. Heute liegen die Jahre, in denen diese Briefe geschrieben und ihr Inhalt erlebt wurde, weit zurück und müssen historisch construirt werden. Es war nicht die Absicht des Herausgebers — wenn wir diese recht interpretiren — Hegel als Philosophen und Gelehrten erscheinen zu lassen, sondern ihn im menschlichen Durchschnittsberlehere zu zeigen. Reisebriefe aus Wien oder Paris, oder Zwischenstationen, an Frau und Kinder nehmen breiten Raum ein. Man hat das angenehme Gefühl einer frischen, geschunden Atmosphäre bei der Lectüre. Für Theater, Oper, Galerien und Sehenswürdigkeiten hat Hegel viel übrig und giebt lebendig und angeregt von den empfangenen Eindrücken Rechenschaft. Auch eine Anzahl brieflicher Aeußerungen Goethe's fehlen nicht. All diese Briefschaften aber geben nur fragmentarischen Einblick in Hegel's Existenz, den Verkehr mit Cousin angenommen, dem Hegel bei ganz besonderem Anlasse näher getreten war und mit dem er eine dauernde Freundschaft geschlossen hatte. Wie liebenswürdig und leicht stehen Cousin's Briefe gegen den übrigen Inhalt des Buches ab. Ihn ging das persönliche Verhältnis über das wissenschaftliche. Sein im Anhang mitgetheilte Brief an Schelling, mit dem Cousin ebenfalls befreundet war und der ihn quasi zwingen wollte, zwischen ihm und Hegel öffentlich zu wählen, ist ein Meisterstück.

12. **Friedrich Overbeck.** Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. In zwei Bänden. Freiburg, Herder, 1886.

Overbeck hatte nach dem Tode seiner Frau den Bildhauer Hofmann mit dessen Frau und Kindern durch Adoption so eng mit sich verbunden, daß diese Familie als die seinige galt und nach seinem Tode die von ihm hinterlassenen

Materialien für eine Biographie in deren Hände kamen. Eine englische Schriftstellerin, Margaret Howitt, übernahm die Arbeit, und das so entstandene englische Buch wurde von Franz Binder ins Deutsche übertragen, derart jedoch, daß dem Uebersetzer alle Papiere mitgetheilt wurden und er die Originalbelege zum Abdrucke bringen konnte. Auf Abfassung solcher Biographien ist man in England wohlgeübt, pflegt aber einer gewissen Breite und Unübersichtlichkeit zu verfallen, die auch hier sich bemerklich macht.

Einer Besprechung des Buches würde die folgende Disposition sich etwa aufdrängen. 1. Kurzer Bericht über die äußere Lebensführung Overbeck's, wie sie nun sich darstellt. 2. Hervorhebung der zu berichtenden Thatsachen, d. h. Darlegung, wie früher ungenau Bekanntes, nun erscheine. 3. Beschreibung der Hauptwerke und der Stellung Overbeck's zur gesammten deutschen Kunstentwicklung, ein Punkt, der um so wichtiger wäre, als das Buch nichts darüber sagt. So gearbeitet würde die Recension der beiden Bände Stoff für einen hübschen Aufsatz geben. Allein Jeder, der das Buch gelesen hätte, würde sich sagen, es sei bei dieser Behandlung Etwas ausgelassen worden, was sowohl der Verfasserin als dem Uebersetzer Hauptsache war: die auf Religion bezüglichen Mittheilungen, welche darin enthalten sind. Weder übergehen noch objectiv würde das Element sich behandeln lassen, und dies ist der Grund, weshalb wir für die D. R. von einer eingehenderen Besprechung Abstand nehmen, sondern uns auf Angabe dessen beschränken, was uns nach der Lectüre des Buches als deren Resultat zurückblieb.

1. Overbeck's Lebenslauf war ein so einheitsvoller, daß man einen Roman, besser, eine Legende zu lesen glaubt. Ein so harmonisches Dasein liegt fast außer aller Erfahrung. Man begegnet in Familien zuweilen Kindern zwischen 15 und 17 Jahren, schön, talentvoll, ideal, schlichtern, begeistert, mit grenzenloser musikalischer Begabung, die aus Erinnerungen mozart'scher, beethoven'scher und schubert'scher Musik Phantasien zusammeweben, die etwas von Engelsmusik haben. Fünf Jahre später, und es sind entweder derbe Jünglinge oder Jungfrauen daraus geworden, oder ein frühes Abwelken hat sie fortgenommen. Denke man sich ein solches Pflügelgeschöpf der Vorsehung ausnahmsweise nur aber mit einem Schicksal, das